

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 36 Perspektiven postnationaler Demokratie (2001), S. 123-125

Autor: *Ignaz Knips*

Rezension

Jacques Derrida

Politik der Freundschaft.

Übersetzt von S. Lorenzer, Frankfurt/Main 2000 (Suhrkamp), geb., 492 S., 88.-DM.

Das 1994 im französischen Original erschienene Buch geht im Argumentationsgang und in den Bezugspunkten auf ein 1988/89 veranstaltetes Seminar zurück. Derrida betont den einleitenden Charakter seines Versuchs: „Dieser Essay gleicht einem langen Vorwort. Vielleicht ist er eher die Vorbemerkung zu einem Buch, das ich eines Tages gern schreiben würde.“ Wie in früheren philosophisch politischen Schriften Derridas (u.a.: Gesetzeskraft. Der ‚mystische Grund der Autorität‘, dt. 1991; Das andere Kap. Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa, dt. 1992) gilt das dekonstruktive Verfahren scheinbar irreduziblen ethischen und politischen Begriffen und einer mit ihnen nur scheinbar sanktionierten politischen Praxis. Die „genealogische Dekonstruktion“ der „Politik der Freundschaft“ ist ausgerichtet auf Begriffe des Politischen, der Freundschaft, der Demokratie und auf die Verbindungen der Begriffe. Den Lektüren von Texten Aristoteles’, Montaignes, Nietzsches, Blanchots, Carl Schmitts und Heideggers zeigt sich eine aporetische Konstellation.

Für die Theoriegeschichte ist einerseits markant, dass „der Begriff des Politischen ... selten ohne eine bestimmte Rückbindung des Staates an die Familie, selten ohne einen Schematismus der Abstammung“ auskommt, der den „Stamm, die Gattung oder die Art, das Geschlecht, das Blut, die Geburt, die Natur, die Nation“ umfasse. Andererseits ist einem Grundverständnis von Demokratie eine Vorstellung von Brüderlichkeit (und einzufordern: von „Schwesterlichkeit“) in einem figurativen Sinne inhärent, die nicht zulasse, das

Politische auf jenes Muster der Zugehörigkeit oder der Einheitlichkeit respektive der Ausschlüsse festzulegen.

Eine solche Aporie herausstellen und die mit ihr verbundenen Antinomien auszuhalten, dieses „Modell der Abstammung“ in Frage zu stellen, heißt für Derrida, einen perspektivisch offenen Schritt in Richtung einer „künftigen Theorie der Demokratie“ zu tun. Mit den Irritationen, den Ungewissheiten beginnt für Derrida die „Verantwortung“, und so sei die Frage nach einer „Zurechenbarkeit“ der „politischen Verbrechen“ zu stellen. Hierzu gehört auch jenes Verbrechen, „in dem sich vielleicht, in kaum fassbarem Unterschied zu seiner unmittelbaren Verdrängung, das Politisch-sein des Politischen in seiner wirkungsmächtigsten Tradition konstituiert“: „die ‚reale Möglichkeit‘ der physischen Tötung des Feindes“. Jene reale Möglichkeit, rechtlich von Mord und Verbrechen unterschieden, ist immerhin konstitutiver Bestandteil von Carl Schmitts Axiom der Feindschaft als Grundbedingung des „Politischen“ (Der Begriff des Politischen, 1932). Kann dieses letale Moment der Souveränität, das nicht ohne Ausschluss von Ungleichartigem auskommt, zwingend zu demokratischen Verfassungen gehören? Zeigt sich nicht vielmehr ein latenter Bruch zwischen Staatsrecht und Gerechtigkeitsvorstellungen, zwischen Legalität und Legitimität?

Die Lektüren des Buches zentrieren sich um Lesarten, Varianten, Modalitäten des Ausspruches „O meine Freunde, es gibt keine Freunde!“, von Montaigne in dem Essay „Über die Freundschaft“ zitiert und nach der ungewissen Überlieferung des Diogenes Laertius' Aristoteles zugeschrieben: Zitat eines ungewissen Zitats. Die disparaten Lesarten zeigen für Derrida eine „Hyperaporetik“ der Verbindungen von Begriffen des Politischen mit denen der Freundschaft, die auf „Sperrern“ im Begriff der Freundschaft selber zurückzuführen und die herauszuarbeiten sei.

Dieser Ausspruch (Ausdruck eines Vermissens, eines Appells oder einer Klage) ist nach Gehalt und Form paradox adressiert und zwingt dazu, den Begriff der Freunde je zu bestimmen und zu temporalisieren: Es gibt keine oder wenig ‚echte‘ Freunde; es gibt keine Freunde mehr, es gibt noch keine Freunde ... In den Lesarten zeige sich keineswegs eine „kontinuierliche Akkumulation von Paradigmen“, sondern eher eine „Reihe von Brüchen“, ein „Zickzack“, von dem gezeigt werden solle, „dass es die Geschichte ohne Geschichte dessen prägt, was im Französischen ‚amité‘ heißt.“

So findet sich in Aristoteles' Ethiken zwar eine Anerkennung der „philia“ in Verbindung mit Vorstellungen einer (demokratischen) Gleichheit in politischen Gemeinwesen, jedoch auch die aristokratische und selbst oligarchische Ausrichtung auf eine „geringe Zahl derer, ..., von denen man spricht“. Und mit ei-

ner Verbindung von „philia“ und „eros“ spitzt sich die Frage nach der Zahl und „Arithmetik“ derer zu, denen Freundschaft und Liebe überhaupt zukommen könne.

Wenn es um Erbschaften „des politischen Begriffs der Freundschaft“ geht, sind besonders die folgenreichen Entwicklungslinien von Nietzsche zu Carl Schmitt und Heidegger zu beachten. In „Menschliches, Allzumenschliches“ (1878-1880) kehrt Nietzsche den besagten Ausspruch um, schreibend als ‚der lebende Tor‘: „Feinde, es gibt keine Feinde!“ Nietzsches „verrückte“ Inversion des paradoxen Appells ist gegen den demokratischen Geschmack gerichtet, nicht aber ohne dessen hyperbolische Überbietung: „Eine neue Menschenfreundlichkeit: pessimistisch, ungläubig, skeptisch, ernüchtert?“ Derrida schreibt weiter: „Ein Begriff trägt so stets das Gespenst des anderen bei sich.“

So wird in Derridas Entgegnungen auf Schmitts Axiom der Feindschaft als Grundbedingung des Politischen die Frage gestellt, was vom Politischen übrigbleibe angesichts einer Gleichgültigkeit „gegenüber sämtlichen Formen des sozialen Bandes, der Gemeinschaft, der Freundschaft“. Weiter die Frage, wie damit umzugehen sei – wie oben erwähnt –, dass heutige demokratische Verfassungen nicht frei von jener Axiomatik seien.

Die Heideggerlektüren des Buches (Heideggers Ohr. Philopolemologie; Vortrag Chicago 1989) stellen eine „Rhetorik der Freundschaft“ in Sein und Zeit (1927) einer Rhetorik des Kampfes in der Rektoratsrede (Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, 1933) entgegen, einer Rhetorik der Kampfgemeinschaft, die eine Gemeinschaft nur als kämpfende sei. Derridas Betrachtungen gelten Heideggers „Schweigen“, dem des Philosophen angesichts der Einbindung des faschistischen Engagements in das der Philosophie.

Wie eingangs erwähnt, versteht Derrida die „Politik der Freundschaft“ als eine Art „Vorwort“. Tragend sind letztlich die Ergebnisse der Aristoteleslektüre, Ergebnisse, nach denen eine politische Freundschaft im „Unterschied von der Freundschaft unter Verwandten oder der Freundschaft unter Kameraden auf einen Zusammenschluss oder eine Gemeinschaft um des Nutzens willen“ auszurichten sei. Derrida beschließt den Hauptteil des Buches mit einer weiteren offenen Variation des besagten Ausspruches: „O Freunde, Demokraten...“ Die Aussparung des ‚es gibt keine...‘ entzieht den Ausspruch einer paradoxen Adressierung und lässt dennoch offen, an wen das Plädoyer für eine „künftige Demokratie“ adressiert sei, und wie folgenreich es genauer zu adressieren wäre. So lädt das Buch zu einer Lektüre ein, die utopische Motive kaum außer Acht lassen kann.